

V.

Der Unversöhnliche.

»Weg mit Hart Sinn und Verhöhnung!
 Reiche mir die Friedenshand!
 Ach, sonst trennt wohl ohne Söhnung
 Uns des Todes Scheidewand!
 Trügalich schwankt des Lebens Brücke,
 Wie ein Draht, hin über's Grab,
 Und im nächsten Augenblicke
 Stürzen wir vielleicht hinab.« —

Mit diesen Worten schloß der Hofrath Lambert einen rührenden Brief an den Präsidenten Dornfeld, der vormals sein Busenfreund gewesen war und ihn jetzt feindlich verfolgte.

Sie waren Jugendgespielen und akademische Freunde. Es schien, als könnten sie nicht ohne einander leben. Dornfelds harter und selbstüchtiger Charakter trennte sie nur bisweilen einige Stunden lang, Lamberts nachgebender Edelsinn stellte immer die alte brüderliche Eintracht sogleich wieder her. Die Freundschaft begleitete sie von der Universität ins Geschäftsleben, und war auch auf dieser Laufbahn noch zehn Jahre ihre treue

Gefährtin. Dornfeld hob sich, ungeachtet er an Kenntnissen tief unter seinem Freunde stand, durch den Hebel des Reichthums schnell über ihn empor. Tausende fanden das unrecht; Lambert aber freute sich über das Glück dessen, den er mehr als sich selbst liebte.

Schon waren sie Männer von fünfunddreißig Jahren, als die Liebe einen Bankapfel unter sie warf. An Einem Tage und in Einer Stunde sahen sie die schöne, geistreiche Amalie, und verließen mit gefesselten Herzen das Haus, wo sie diese Bekanntschaft gemacht hatten. Der Schlaf floh in der folgenden Nacht einen wie den andern, und ließ ihnen Muße zu der Entschliesung, sich um das treffliche Mädchen zu bewerben. Dieser Vorsatz war das erste Geheimniß, das sie einander nicht vertrauten. Still ging jeder seinen eigenen Weg nach dem vorgesteckten Ziele.

Dornfeld, der sich um diese Zeit aus leidigem Uebermuth in den Adelstand erheben ließ, betrachtete Rang und Gold als die stärksten Magnete für ein weibliches Herz. Er glaubte, seine doppelt wichtige Person sey das Augenmerk aller jungen unverheiratheten Damen und der Gegenstand ihrer feurigsten Wünsche. Voll dieses Dünkels zeigte er im Umgange mit Amalien ein Kühnes, zwangloses Selbstvertrauen, das ihr Zartgefühl beleidigte, und ihm, als er sich ihr mit der Miene der Herablassung zum Gemahl antrug, eine abschlägige Antwort zuzog. Er verließ sie mit Beleidigungen, und in seinem Busen traten Haß und Rachgier an die Stelle der Liebe.

Amaliens Gunst hatte sich schon zuvor seinem bescheidenern Freunde zugeneigt. Er konnte ihr zwar von allen schimmernden Herrlichkeiten, die man Glücksgüter

nennt, wenig oder nichts anbieten; aber er entfaltete in Worten und Handlungen ein edles Gemüth, das sie mit Recht für die reinste und sicherste Quelle häuslicher Glückseligkeiten ansah. So begegneten sich Liebe und Gegenliebe; der Bund ward geschlossen; Amaliens Eltern bestätigten ihn.

Wonnetrunken flog Lambert zu seinem Freunde und stellte sich ihm als Bräutigam dar. Staunend und mit erglühendem Gesicht fuhr der Präsident vom Stuhl auf, schmähte heftig auf Amalien, entdeckte im Zorne das bisher noch nicht ruckbar gewordene Geheimniß seiner abgewiesenen Anwerbung, und forderte von dem Hofrath als Opfer der Freundschaft: Amalien aufzugeben, sich nie mit ihr zu verbinden, und ihren Umgang ewig zu meiden.

„Freund, du verlangst zu viel!“ antwortete Lambert. „Gönne mir den Genuß eines Glücks, das dir vom Schickal nicht beschieden ward.“

„O, darüber wächst mir kein graues Haar!“ sagte der Präsident mit höhnischem Auflachen. „Aber bestraft muß sie werden, die Thörin, bestraft durch Dich, meinen innigsten Freund! — Räche mich an ihr, ziehe dich zurück und laß sie als alte Jungfer verblühen!“ —

Lambert unterdrückte seinen Unwillen, den er bei dieser harten Sprache fühlte; er bat sanft, ihn mit der Zumuthung eines schändlichen Wortbruchs zu verschonen. Allein Herr von Dornfeld wollte seine Rache gebieterisch durchsetzen. Er befahl geradezu, als ob er einen Sclaven vor sich hätte. Dadurch empört, erklärte sich endlich der Hofrath: er sey ein freier Mann, und werde seiner Neigung und Denkart unbeschränkt folgen. „Auf deine Gefahr!“ donnerte der Präsident, und Wuth und

Lücke bligten aus seinen rollenden Augen. Lambert antwortete nicht. So trennten sie sich.

Bald nachher vollzog der Hofrath seine Verbindung mit Amalien. Herr von Dornfeld nahm die Meldungskarte, die ihm Jener zusandte, nicht an.

Dieser abgeschmackte Troß vertrat bei ihm die Stelle einer Kriegserklärung. Er hob allen geselligen Verkehr mit seinem vieljährigen Freunde plötzlich auf, und ließ ihn, so oft er zum Besuch erschien, vor der Thüre abweisen. Desto mehr machte er sich in Amtsgeschäften mit ihm zu thun. Er spielte gegen ihn, kalt und steif, den hohen Vorgesetzten, und benahm sich völlig so, wie ein kleiner, hämiſcher Geist zu handeln pflegt, wenn er einem verhassten Untergebenen das Leben verbittern will. Die schwersten und verdrießlichsten Arbeiten wurden dem Hofrath in einem solchen Uebermaß aufgebürdet, daß er selten einer freien Stunde genießen konnte, und oft ganze Nächte am Schreibtische durchwachen mußte. Er duldete diesen Druck ohne Murren; aber es that ihm weh, daß seine lobwürdigsten Aufsätze bitter getadelt und bisweilen ganz als unbrauchbar verworfen wurden. Bei diesen Anfeindungen ließ es der Präsident nicht bewenden. Er sprach von dem Hofrath in allen Gesellschaften übel, und als dieser an der Reihe stand, in eine höhere Besoldung zu rücken, ward ihm durch einen geheimen widrigen Bericht an den Fürsten diese gerechte Hoffnung vereitelt.

Er hatte bis jetzt alle Bedrückungen mit stummer Geduld ertragen. Da er aber indessen Vater von mehreren Kindern geworden war, und seine dadurch erweiterte Haushaltung bei dem geringen Einkommen, dessen er noch zur Zeit genoß, nicht länger bestehen konnte, so

entschloß er sich zum Versuch einer Ausöhnung mit dem feindseligen Manne, der Macht und Reizung hatte, ihm bei jedem Schritte, durch den er seine häusliche Wohlfahrt befördern wollte, Hindernisse in den Weg zu legen. Aus diesem Grunde schrieb Lambert an ihn den Brief, dessen im Eingange dieser Erzählung gedacht ist. Allein Herr von Dornfeld antwortete nicht, und fuhr unverändert fort, sich in Diensthachen abhold und widerwärtig zu betragen. Einige andere Annäherungen, die der Hofrath in der Folge wagte, fruchteten eben so wenig. Doch triumphirte der Präsident darüber in seinen Zirkeln, und verkündigte laut: Lambert kriechte vor ihm zum Kreuze; er werde ihn aber, wie er sich sehr niedrig ausdrückte, bis an den jüngsten Tag zappeln lassen.

Um diese Zeit saß Lambert eines Abends, mit drückenden Arbeiten beschäftigt, am Schreibtische. Plötzlich trat einer seiner jüngern Collegen, der Hofrath von Bühren, mit hastigen Schritten und verstörtem Gesicht in sein Zimmer. „Beste Freund,“ sprach er ganz außer Athem, „ich werfe mich in einer der dringendsten Verlegenheiten meines Lebens in Ihre Arme. Ich bedarf in diesem Moment fünfhundert Thaler. Ehre und Leben stehen auf dem Spiele. Retten Sie mich!“

Lambert staunte. Bühren gehörte nicht unter die Zahl seiner Freunde. Im Gegentheil hatte ihm dieser zweideutige Mann, der ein vertrauter Liebling des Präsidenten war, manchen geheimen Rauf gespielt und ihn bisher immer über die Achsel angesehen. Doch Lamberts weiches Herz vermochte nicht, ihm jetzt in der

Stunde der Noth darüber Vorwürfe zu machen. Er betheuerte vielmehr mit den freundlichsten Worten: er würde ihm mit wahren Vergnügen dienen, wenn es möglich wäre; allein er habe nicht den zehnten Theil der verlangten Summe vorräthig.

So verhielt es sich in der That. Aber er hatte eine öffentliche Kasse unter den Händen, und sie befand sich in seiner Wohnung. Herr von Bühren, der das natürlich wußte, that den unerwarteten Vorschlag, ihm dieie Hülsquelle zu öffnen. „Verschonon Sie mich mit diesem Unsinnen!“ sagte Lambert. „Ich selbst würde lieber Hungers sterben, als die mir anvertrauten Gelder pflichtvergessen berühren.“ — Dessen ungeachtet wiederholte Jener unablässig und mit herzerichütternden Worten seine Bitte. Er that schreckliche Eidichwüre, daß er das erbetene Darlehn unfehlbar innerhalb acht Tagen zurückzahlen wolle, und drohte Selbstmord, wenn ihm nicht augenblicklich geholfen würde.

Der gute Lambert schwankte zwischen Pflicht und Mitleiden. Endlich gewann das letztere die Oberhand; denn mit ihm verband sich der Gedanke, daß Herr von Bühren, der vielvermögende Günstling des Präsidenten, die geschickteste Person sey, einen erwünschten Frieden zu stiften, und sich aus Erkenntlichkeit dazu werde bereitwillig finden lassen. Voll dieser Hoffnung öffnete Lambert mit zitternder Hand die eiserne Kasse, und reichte ihm daraus einen Beutel mit fünfhundert Thalern. „Sie sehen,“ sprach er, „ich thue mehr für Sie, als ich in der größten Bedrängniß für mich selbst gethan hätte. Schweigen Sie nur und halten Sie Wort; Sie machen mich sonst unglücklich.“ — Bühren um-

armte ihn, gelobte redliches Verhalten, versprach ewige Dankbarkeit und eilte mit dem Gelde fort.

Von Arbeit gedrängt, hatte Lambert jetzt nicht Zeit, über diesen Vorgang und dessen mögliche Folgen nachzudenken. Er warf sich schnell wieder an sein Pult und schrieb ruhig bis gegen Mitternacht. Nun aber umfingen ihn auf seinem Lager quälende Sorgen, die ihm sein eigenmächtiges Schalten mit anvertrautem Gute als eine gefährvolle Unbesonnenheit darstellten. Er konnte vor Angst nicht schlafen; und schloß er ja minutenlang die Augen, so plagten ihn schwere Träume, die ihn in schaudervolle Kerker versetzten. Er sprang, sobald es Tag wurde, von dieser Folterbank auf. Unruhe und Bangigkeit machten ihm seine Zimmer zu enge. Sie trieben ihn fort zu einem Freunde, dem er sein Geheimniß vertraute.

„Ja, ja!“ sagte der Freund nach bedenklichem Kopfschütteln; „das gute Herz hat dem Verstande ins Amt gegriffen! — Hier ist nichts zu thun, als sich auf den schlimmsten Fall gefaßt zu machen und die Lücke der Kasse so schnell als möglich wieder auszufüllen.“

„Dazu weiß ich leider kein Mittel!“ seufzte Lambert.

„So will ich Rath schaffen,“ sprach sein Freund. „Ich bin zwar in diesem Augenblicke nicht Herr über fünfhundert Thaler; sie sollen aber zuverlässig binnen drei Stunden in Ihren Händen seyn. Gehen Sie indessen ohne weitem Kummer nach Hause!“

Lambert ging. Es war kaum acht Uhr, als er in seine Wohnung zurückkam. Er fand bei Amalien zwei angesehene Staatsbeamten, die ihn erwarteten. Ihr Anblick erschreckte ihn. Sie wollten ihn allein sprechen. Er führte sie in ein anderes Zimmer. Hier zeigten sie

ihm einen an sie ergangenen landesherrlichen Befehl, den Zustand der ihm zur Verwaltung übergebenen Kasse zu untersuchen. Welcher Donnerschlag für ihn! Es nahte sich ihm eine Ohnmacht; doch der Gedanke, daß sein Vergehen von keiner schändlichen Art sey, hielt ihn aufrecht. Er bekannte sofort den beiden Beamten den Mangel der Kasse, entdeckte ihnen mit strenger Wahrheit (nur Bührens Namen verschweigend) alle Umstände, und ersuchte sie, ihn nicht ins Verderben zu stürzen, da er die fehlende Summe nach einigen Stunden vor ihren Augen wieder ersetzt werde. Sie zuckten die Achseln, sagten zu seiner Bitte weder Ja noch Nein, durchzählten den übrigen Bestand der Kasse, versiegelten sie und eilten hinweg, ohne sich auf ein beruhigendes Versprechen einzulassen.

Zwei Stunden darauf übersandte Lamberts Freund die zugesagten fünfhundert Thaler. Aber mit seinem Boten fast zugleich kam eine Gerichtsperson, die dem Hofrath im Namen des Fürsten Hausarrest ankündigte und eine Wache vor seine Thür stellte. Nun war es außer Zweifel, daß Dornfeld hinter dem Vorhange stand und die Maschine regierte. Entrüstet schrieb Lambert an ihn: „Herr Präsident, ich nenne Sie ohne Rückhalt den Urheber meines Unglücks! Sie legten mir durch den Hofrath Bühren einen Fallstrick, und ich ging leider hinein, weil ich durch den Dienst, den ich Ihrem Günstling erzeigte, Ihnen selbst gefällig zu werden glaubte. Aber Schmach und Gefangenschaft sind mein Lohn. Wie weit wollen Sie Ihre Rache noch treiben? Ich bitte Sie, seyn Sie menschlich! Befreien Sie mich aus dem Netze, womit Sie mich umspannen! Es wird Ihnen leicht werden, mein Verderben in der Geburt zu

ersticken, da ich das zur Ergänzung der Kasse nöthige Geld durch Beistand eines Freundes schon wieder ange schafft habe.“ —

Keine Antwort. Es wurde zwar, in Hinsicht auf den geleisteten Ersatz, noch an demselben Tage die Wache von seiner Thüre abgerufen; er bekam aber zugleich eine richterliche Weisung, sich für jetzt aller Amtsgeschäfte zu enthalten und das Collegium zu meiden. Die Untersuchung ging nun mit zahlreichen Verhören ihren Gang. Man zieh ihn grundloser, aus der Luft gegriffener Verbrechen, die ein so rechtschaffener Mann, als er, nicht im Traume begehen konnte.

Als man ihn einen Monat lang so gemißhandelt hatte, schrieb ihm ein theilnehmender Freund: „Ich erfahre in diesem Augenblicke, daß Ihr Schicksal entschieden ist. Ihr Prozeß wird niedergeschlagen; Sie verlieren aber Aemter und Würden. Der Präsident von Dornfeld kann, wie ich von sehr guter Hand weiß, diesen harten Schlag von Ihnen abwenden; doch müssen Sie noch heute seine Vermittelung suchen. Morgen ist es zu spät.“ —

Lambert entsetzte sich, als würde ihm ein Todesurtheil verkündet. Er fühlte, daß er diesen unverdienten Schimpf nicht überleben könne. Von dem versteinerten Präsidenten war keine Hülfe zu erwarten. Um jedoch das letzte Rettungsmittel noch zu versuchen, schrieb er an ihn, und ließ durch seinen Diener, den er mit dem Billet abschickte, mündlich bitten, es unverzüglich zu lesen. Herr von Dornfeld feierte eben seinen Geburtstag und hatte viel Gesellschaft in seinem Hause. Es war schon Abend, als er, am Spieltische sitzend, den Brief empfing. Er steckte ihn in die Tasche, ungeachtet

ihm Lamberts Bitte um schleunige Erbrechung gemeldet wurde. „Es wird Zeit haben,“ sprach er, und dachte nicht weiter daran.

Eine Stunde vor Mitternacht ging die Gesellschaft zur Tafel. Unter den aufgezplanten Trinkgeschirren zeichnete sich ein großer krystallener Pokal aus, den Lambert vor mehreren Jahren dem Präsidenten an dessen Geburtstage geschenkt hatte. Die Namen des Gebers und des Empfängers glänzten in goldenen Zügen neben einander; es war daher zu bewundern, daß sich Herr von Dornfeld noch jetzt dieses Bechers bediente und ihn ohne Gewissensangst vor sich sehen konnte. Er füllte ihn, als eben die Glocke zwölf schlug, ganz unbefangen mit Wein, um ihn nach alter deutscher Sitte in die Runde gehen zu lassen.

Aber indem er den Wein seinen Gästen kredenzte und den Rand des Glases mit den Lippen berührte, erschreckte ihn ein heller, schwirrender Ton, der dem Becher entklang und von allen Anwesenden mit Befremdung gehört wurde. Man untersuchte den Pokal am Lichte, und entdeckte daran einen frischen Sprung, der Lamberts Namenszug durchrissen hatte. Schauernd erinnerte sich jetzt Dornfeld des ganz vergessenen Briefes, den er seit sechs Stunden in seiner Tasche trug. Er eilte von der Tafel in ein Nebenzimmer, erbrach ihn, und las: „Ich stehe auf dem Scheidewege zwischen Leben und Tod. Die Nachricht, daß ich morgen meines Amtes entzieht, und, mit Schmach bedeckt, in die Klasse der Bettler gestossen werden soll, hat mich an die Gränze meines Daseyns gebracht, und ich bin zu einem mutbigen Schritte hinüber entschlossen. Dornfeld, das ist Dein Werk! Aber noch ist es Zeit, mich

zu retten, und Du wirst es, Du mußt es thun, wenn noch ein menschlicher Blutstropfen in Deinen Adern fließt. Sende mir als Zeugniß Deines redlichen Willens nur einen Zettel, mit Ja und Deinem Namen beschrieben. Dieß oder ein anderes Trostzeichen von Deiner Hand will ich bis Mitternacht geduldig erwarten. Eile damit, so Du nicht willst, daß Dein Geburtstag mein Sterbetag sey! Denn ich mag die Sonne nicht sehen, die mich als verurtheilten Verbrecher bescheinen soll.“ —

Dornfelds Gewissen ward durch diesen Brief mächtig erschüttert. Er sah nach der Uhr; die Mitternachtsstunde war vorüber; er fürchtete das Schrecklichste und stürzte fort, um eine That zu verhindern, die seine Stirn mit dem Brandmale des öffentlichen Abicheues zu bezeichnen drohte. Aber sie war leider schon geschehen. Er fand vor Lamberts Wohnung einen Auf-
lauf von Nachbarn, die ein Pistolenschuß aus dem Schlafe geschreckt hatte. Mit verhülltem Gesicht, und ohne zu fragen, was vorgehe, drang der Präsident durch die Schaar der Neugierigen ins Haus. Laute Zammertöne leiteten ihn an ein Zimmer. Er riß mit Angst und Bittern die Thür auf. Lamberts blutiger Leichnam starrte ihm entgegen. Amalie kniete, ganz in Schmerz aufgelöst, vor dem Ruhebette, auf welchem er ausgestreckt lag. Sie sah sich um, und schauderte wie vor einem Geipenste, als sie auf der Thürschwelle den Todfeind des Entseelten erblickte. Er wollte näher treten; sie wies ihn mit vorgestreckten Händen von sich ab. „Ich beschwöre Sie, entfernen Sie sich!“ rief sie. „Das Blut meines Mannes schreit über Sie gen Himmel!“ — Er bebte mit Entsetzen zurück und floh in

sein Haus. Aber er hatte nicht den Muth, vor seinen Gästen zu erscheinen. Er ließ sich unter dem Vorwand einer ihm plötzlich zugestoßenen Krankheit bei ihnen entschuldigen, und verbarg sich wie ein flüchtiger Verbrecher.

Lambert ward allgemein bedauert. Die Ursache seines Selbstmordes blieb kein Geheimniß. Jeder Rechtshaffene verabscheute den Präsidenten. Sein Rang schützte ihn vor öffentlicher Ahndung; aber ein strenges Blutgericht nahm Sitz in seinen Busen, und verurtheilte ihn, keine ruhige Stunde mehr auf Erden zu haben. Er sank in Schwermuth, die bald in Wahnsinn überging. Ueberall ward er, wie er glaubte, von Lamberts Geiste verfolgt. Mit dieser Erscheinung sprach er oft laut, bot ihr mit strömenden Thränen die Hand, und stieß dann aus Verzweiflung, daß ihm das Luftgebild die angetragene Ausöhnung zu verweigern schien, den Kopf gegen die Mauer. Er fiel am Ende völlig in Raserei. Man mußte ihm Fesseln anlegen, von welchen ihn erst nach Jahren der Tod befreite.

Weg mit Hartsinn und Verhöhnung!
 Reich dem Feind die Friedenshand!
 Ach, sonst trennt wohl ohne Söhnung
 Euch des Todes Scheidewand!
 Trüglisch schwankt des Lebens Brücke,
 Wie ein Draht, hin über's Grab,
 Und im nächsten Augenblicke
 Stürzt ihr vielleicht hinab.